

70. Pankower Waisenhaus-Gespräche

9. November 2024

Künstlerische Projekte zu jüdischer Geschichte, Erinnerungskultur und Antisemitismus

Stella Leder

Das *Institut für Neue Soziale Plastik* wurde 2015 von einer Gruppe jüdischer / antisemitismuskritischer Künstler*innen gegründet und entwickelt seitdem künstlerische Projekte zu jüdischer Geschichte, Erinnerungskultur und gegen Antisemitismus. Manche dieser Projekte sind partizipative Projekte bzw. Projekte der Kulturellen Bildung. Mit der Verschränkung kultureller und historisch-politischer Bildung in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Nationalsozialismus betritt das Institut für Neue Soziale Plastik Neuland.

Wenn künstlerische Prozesse partizipativ geöffnet werden, hat das allgemein große demokratiepädagogische Potenziale. In der Auseinandersetzung mit Schoah und Nationalsozialismus kann partizipativ-künstlerisches Arbeiten dazu beitragen, dass die Teilnehmer*innen solcher Projekte einen individuellen Platz für ihre Auseinandersetzungen bekommen, eigene Strategien der Verarbeitung entwickeln und sich deshalb nicht von der Geschichte überwältigt fühlen oder sie abwehren. Was aber heißt partizipatives künstlerisches Arbeiten? Zunächst erkläre ich unser Verständnis des Begriffs allgemein, im Anschluss stelle ich ein konkretes Projekt vor, in dem wir mit partizipativ-künstlerischen Methoden eine Ausstellung entwickelt haben.

Zum Allgemeinen: Wir alle kennen theaterpädagogische Projekte, in denen Jugendliche Schauspielerinnen sind. Wenn das Institut für Neue Soziale Plastik ein partizipatives Theaterprojekt mit Jugendlichen macht, setzen wir hingegen nicht voraus, dass Jugendliche als Schauspielerinnen auftreten wollen. Die Öffnung von Produktionsprozessen bedeutet, dass sie die Möglichkeit haben, sich an verschiedenen der Arbeitsprozesse, die zu Theater dazu gehören, beteiligen können. Sie können sich mit der Beleuchtung beschäftigen, das Bühnenbild bauen,

den Flyer schreiben, sich um Kostüme oder Technik kümmern. Das grundsätzliche demokratiepädagogische Potenzial dieser Prozesse liegt darin, dass jeder, der mitwirkt, sich – unabhängig von der eigenen Aufgabe – damit fragen muss, wie er oder sie sich mit der Arbeit der anderen Teilnehmer in Beziehung setzen muss. Wie funktionieren Absprachen, wo ist meine Verantwortung, wo endet sie? Was kann ich selber bestimmen? Wann muss ich wie auf andere achten? Das kann aktivierend wirken, das kann empowernd wirken – und sehr viel Spaß machen. Auf Kunst selbst bezogen können diese Vorgehensweise interessant sein, weil in solchen Prozessen immer Impulse, Perspektiven und Wahrnehmungen entstehen, mit denen vorher niemand gerechnet hatte. Die beteiligten Jugendlichen wiederum merken es genau, ob die Erwachsenen, die mit ihnen arbeiten, verblüfft oder begeistert sind von ihrer Arbeit.

Wenn solche partizipativen Produktionsprozesse dann in Verbindung mit historischen oder gesellschaftspolitischen Themen geschehen, bedeutet dies, dass sich die Teilnehmer*innen alles, was Inhalt oder Material ist, sehr genau aneignen müssen – tun sie das nicht, entsteht einfach nichts. Theaterstücke oder Ausstellungen entstehen nur dann, wenn sich die Menschen, die an ihnen arbeiten, sehr genau ihr Material aneignen – und wenn sie eine Haltung zu diesem Material und seiner Bedeutung entwickeln.

Nun zu dem konkreten Beispiel der Ausstellung, in der es um die Auseinandersetzung mit Antisemitismus, Schoa und Nationalsozialismus ging: Zwischen 2020 und 2022 haben wir in einem partizipativen Prozess mit Jugendlichen aus Brandenburger Kinder- und Jugendheimen eine Ausstellung zur Hachschara-Bewegung entwickelt. Ich erzähle zunächst etwas über den historischen Hintergrund, im Anschluss dann zum Arbeitsprozess: Hachschara bedeutet im hebräischen ‚Tauglichmachung‘ oder ‚Vorbereitung‘ und bezeichnet Orte, an denen junge Juden gärtnerische, landwirtschaftliche, handwerkliche, aber auch zionistisch-kulturelle Bildung erfuhren, um sie auf ihre Alija nach Eretz Israel vorzubereiten.

Mit der Balfour-Deklaration hatte die britische Regierung 1917 der zionistischen Bewegung Unterstützung bei der „Errichtung einer nationalen Heimstätte des jüdischen Volkes in Palästina“ zugesagt – doch die Mandatsregierung begrenzte die Einwanderung nach Palästina durch limitierte Einwanderungszer-

tifikate. Diese Zertifikate waren unter anderem an handwerkliche oder landwirtschaftliche Qualifikationen gebunden. Die Hachscharot vermittelten ab Beginn der 1920er Jahre den oft aus Städten und akademischen Berufen kommenden jungen Juden diese Fertigkeiten. Ab der Machtübernahme der Nationalsozialisten wuchs die zunächst kleine Bewegung, die in den folgenden Jahren vielen Tausenden Menschen das Leben rettete. Die Geschichte dieser jüdischen Widerstandsbewegung ist heute kaum noch bekannt – genauso wenig, dass die meisten Hachscharot in Brandenburg lagen.

Im kleinen Ort Messingwerk bei Berlin, heute ein Stadtteil von Eberswalde, befanden sich früher die Hirsch Kupfer- und Messingwerke (HKM). Unter der Leitung der jüdischen Familie Hirsch, die seit 1863 Eigentümerin der Fabrik war, entwickelte sie sich zu einem weltweit operierenden Industriestandort. Über die Jahre wurden auch immer mehr Jüdinnen und Juden Teil der Belegschaft. 1918 gründete sich dann eine zionistische Ortsgruppe mit über 80 Mitgliedern und wohl die erste Hachschara in Deutschland. Gleichzeitig entstanden experimentelle Pläne für den Fertighausbau. Die Eigentümer der HKM verfolgten diese und holten Anfang der 1930er Jahre Walter Gropius nach Messingwerk, wo er seine Ideen vom Bauhaus in Weimar und Dessau systematisch weiterentwickelte. In der Fabrik wurden bald darauf Prototypen industriell gefertigter Häuser aus kupferbeschichteten Modulen hergestellt. Die auf unkomplizierten Transport hin ausgelegten Kupferhäuser schufen somit eine materielle Infrastruktur für die von der Familie Hirsch unterstützten Ziele der zionistischen Bewegung. Zu Beginn der NS-Zeit konnten noch einige der Kupferhäuser in das Mandatsgebiet Palästina ausgeführt werden, so dass heute noch Kupferhäuser aus Messingwerk in Israel stehen.

2020 kamen wir mit dem heutigen Besitzer des Geländes ins Gespräch, auf dem sich die HKM befunden hatten. Er vermietete uns eine der leer stehenden Industriehallen für einen Euro im Jahr. Gemeinsam mit den Jugendlichen aus Kinderheimen räumten wir die Halle auf – und begannen gleichzeitig die Auseinandersetzung mit dem historischen Ort bzw. mit der Hachschara-Bewegung. Während wir Schutt schleppten und Wände strichen und uns fragten, woher wir Strom bekommen könnten, sprachen wir fortwährend über das, was an diesem Ort einmal war. Eine gedankliche Brücke, die die Jugendlichen zur Geschichte des Ortes herstellten, war die Erfahrung, allein ohne Eltern, und dennoch in einer Gruppe zu leben. So unterschiedlich die Zeiten und Erfahrungen auch waren,

über die wir sprachen, so stellten die Jugendlichen immer wieder diese Verbindung her. Sowohl die Arbeit am Ort als auch dieser assoziative Sprung von der eigenen Erfahrung zur Erfahrung der jüdischen Jugendlichen war der erste Schritt dafür, dass sich die Jugendlichen den Ort aneigneten – und den Biografien der Menschen, die an ihm gelebt und gearbeitet haben, nahe fühlten. Von dort ging es in den Gesprächen kreuz und quer durch die verschiedenen Themen und Fragen hindurch, die mit ihm verbunden sind: Was ist passiert in den 20er Jahren? Warum wollten Juden in den 20er Jahren auswandern? Warum schickten jüdische Eltern ihre Kinder in diese Lager? Wir diskutierten über Antisemitismus, wir sprachen über den Nationalsozialismus. Und daran anschließend über erinnerungskulturellen Fragen: Warum kannten wir die Geschichte der Hachschara vorher nicht? Warum wird die Geschichte des Zionismus nicht als Geschichte von Widerständigkeit erzählt? Diese sehr komplexen Fragen besprachen wir am Rande der praktischen Arbeit. Nach und nach entstand in der Halle nicht nur Ordnung, sondern später eine Ausstellung. Wir fragten uns, wie wir die Geschichte des Orts selbst und die Geschichte der Brandenburger Hachschara erzählen könnten. Wir kamen darauf, dass jedes Kapitel in der Ausstellung ein Haus bekommen sollte, dem es zugeordnet ist. Nicht nur haben die HKM Häuser gebaut, sondern es ging in den Diskussionen stets um das Thema, das eigene zu Hause zu verlassen. Wir kauften Gewächshäuser und montierten sie auf selbst gebaute Holzgestelle. Am Ende stand eines auf hohen Beinen, mehrere standen schief oder gekippt, in manche konnte man reingehen, in andere nicht. Im Verlauf der Entstehung der Ausstellung wurden viele praktische Workshops angeboten: Wir gestalteten die einzelnen Häuser, boten Schreinerworkshops an, fotografierten usw. Es gab Herausforderungen, die mit ganz unterschiedlichen Themen zusammenhingen, wie bspw. die Abklärung der Frage, welche der Tiere, die über Jahrzehnte in der Halle genistet hatten, eventuell unter Naturschutz stehen könnten. Videos und Tonaufnahmen mussten geschnitten, das Licht eingerichtet werden. Es gab Sicherheitsfragen, die geklärt werden mussten. Innerhalb solcher Prozesse ist Platz für viele unterschiedliche Interessen und Expertisen – und deshalb auch Platz für die Beteiligung ganz verschiedener Menschen. Es sind selbstverständlich unterschiedliche Grade der Beteiligung in solchen Projekten dabei. Das muss man als Verantwortlicher für so ein Projekt überlegen: Wofür behalte ich die Verantwortung in der Hand? Wer kann sich wie beteiligen und

wie lange halten die Beteiligten das durch? Was wird eventuell zur Überforderung? Wichtig für partizipativ-künstlerische Prozesse ist dabei, die Verantwortung dafür zu übernehmen, das am Ende ein Produkt oder Ergebnis steht.

Zur Ausstellungseröffnung kamen mehrere Hundert Menschen – und das in einem Dorf mit 1000 Einwohnern. Das lag daran, dass wir innerhalb dieses breiten Beteiligungsprozesses mit vielen verschiedenen Kooperationspartnern gearbeitet hatten: Mit den Jugendlichen, ihren Lehrern, den Sozialarbeitenden, Schulen in der Umgebung, mit der lokalen jüdischen Gemeinde, mit Künstlerinnen und Künstlern. Die Eröffnung der Ausstellung war 2022, die Ausstellung kann bis heute besichtigt werden.

Die Beteiligten wissen heute: Dazu habe ich beigetragen. Eine der wertvollsten Erfahrungen, die Jugendliche in diesem Kontext machen können ist, die Welt als veränderbar zu begreifen. Die eigene Rolle in der Welt als veränderbar zu erfahren: Ich kann hier gestalten und mich beteiligen – auch wenn ich zu Hause vielleicht als jemand gesehen werde, der nur Unfug macht und gemäßregelt wird. Diese Erfahrungen verknüpfen wir mit der Auseinandersetzung mit Antisemitismus, Schoah und NS. In diesen Prozessen kommt es nicht zur Überwältigung der Jugendlichen – weil sie langsam und Schritt für Schritt geschehen, auf den Fragen und Gedanken der Jugendlichen basieren und auf verschiedenen Ebenen stattfinden: Auf kognitiven, ästhetischen und praktischen Ebenen. Das ist die Grundlage, auf der sie die Geschichte und die Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Schoa annehmen können. In der Verbindung mit Selbstwirksamkeit und Wertschätzung können Diskussionen geöffnet, Neugier geschaffen werden. Deshalb können sie für Kinder und Jugendliche ebenso relevant sein wie für Erwachsene.